

Eynars Töchter [Fortsetzung]

Autor(en): **Speck, Georg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 5

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634432>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 5
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
31. Januar
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Die Braut.

Von Adalbert von Chamisso.

Wie wohlgefällig hat auf mir
Des teuern Vaters Auge geruht;
Wie sprach der stumme Blick doch schier:
Bist meine Lust, ich bin dir gut.

Wie hat die Mutter früh und spät
Für mich sich bemühet so liebereich!
Und was sie geschäftig auch alles tat,
Wie war ihr Segen auf mir zugleich.

Wie sehen die lieben Schwestern mich,
So trauernd scheiden aus ihrer Zahl,
Die, feuchten Auges, heute für dich
Mich noch geschmückt zum letztenmal!

Wie glücklich war ich im Mutterhaus!
Wie haben alle mich doch geliebt!
Und dir, Geliebter, folg' ich hinaus,
Dich hab' ich mehr als alle geliebt.

Ich werde, Geliebter, dir untertan,
Und werde dir dienen in treuer Pflicht.
Was ich verlassen, was ich getan
Für dich, du Guter, vergiß es nicht.

Synars Töchter.

Roman von Georg Sped.

5

Der Tisch war schon gedeckt. Man hatte alles Silber hervorgeholt und Kerzen aufgesteckt, trotzdem vor kurzem elektrische Lampen angebracht worden waren.

In diesem Augenblick wurde die Türe geöffnet und die beiden Mädchen kamen herein. Nun ihrerseits mit Blumen beladen, machten sie sich ohne Umstände an dem Tisch zu schaffen damit; in die Mitte kam ein Aufbau, neben jedes Besteck ein kleines Bukett. Hinter ihnen traten, nicht ohne zeremoniöse Artigkeiten, Frau Agnes und Herr von Kapri ein. Die Mädchen sahen neugierig über die Schulter, Frau Agnes faltete die Hände und schien zu überlegen, indessen die beiden Männer sich musterten. Man mußte gelten lassen, daß Herr von Kapri ein schöner Mann, mindestens ein eleganter Mann war. Um die Dreißig herum, schwarz gekleidet wie ein Botchaftsrat, mit diskret gezeigtem weißem Hemde und ohne allen Schmuck, ziemlich groß, geschmeidig und kräftig, mit schmalem gelblichem, aber gesundem Gesicht, schwarzem Schnurrbärtchen, glattem Haar und dunklen Augen, die zu allem übrigen paßten wie die Spitze zu einem Degen. In Wahrheit, er war wie ein schönes Florett. Und dann machte er eine kleine Verbeugung, der Doktor tat dasselbe, und dann schüttelten sie sich die Hände.

„Ein schönes Zimmer“, begann der Jüngere lebenswürdig und mit leichtem Enthusiasmus. „Ich habe es vorhin schon bewundert. Für die Sessel allein würde ein Liebhaber ein kleines Vermögen geben. Familienbesitz?“

„Zum Teil, zum Teil ergänzt, zugekauft und so, wie alles im Hause. Agnes, hat Herr von Kapri schon dein Rokozimmer gesehen?“

Er hatte es noch nicht gesehen und man schlug vor, es ihm zu zeigen. Bei seinem Anblick war er begeistert und stellte mit Genugtuung fest: „Es gibt bei uns noch eine Menge Herrlichkeiten. Wundervoll, ganz wundervoll.“

Nachdem man ihm das Kanapee zum Sitzen überlassen hatte, richteten sich die beiden anderen auf Stühlen ein. Die Unterhaltung ging, dank der Gewandtheit des Gastes, hemmungslos. Man sprach von allem Möglichen, nur nicht von dem Bewußten. Aber der Doktor fing an, sich mit dem Bewußten auszusöhnen, und Frau Agnes beschloß, zur Sache zu kommen, als an die Türe gepocht wurde und eine zaghafte Stimme, von der nicht zu sagen war, welcher der Töchter sie gehörte, ankündigte, daß alles bereit sei.

„Machen auch wir uns bereit“, sagte Frau Agnes und sah ihren Gatten an.

„Herr von Kapri“, begann dieser, nicht ohne Verlegenheit.

„Bitte, einfach Kapri, oder Luz, wenn ich dieses wünschen darf. Das „von“ zählt bei uns ja nicht und ist auch nur päpstlich.“

Der Doktor bekam einen sehr roten Kopf und sah seinen Gast prüfend an. Machte sich der lustig über ihn? Hatte der Syndikus geschwätzt? Unmöglich! Der Syndikus

war Skeptiker, aber ein kluger Kopf und bei aller Ironie absolut zuverlässig. Das hatte er während der paar Jahre, die jener hier war, oft festgestellt und sich im „Zehnthof“ darum gerne an ihn angeschlossen, obwohl er sonst allgemach den Kontakt mit der jüngeren Generation verlor. Kapri schaute ihn auch ganz harmlos an. Der Doktor entschloß sich:

„Das ist ein Wort! Also Kapri, ich hörte, daß Sie schon heute morgen in bestimmter Absicht hier waren. Reden wir von dieser Sache.“

Der junge Mann stand auf und sagte in sehr guter Haltung, daß er sich erlaube, um Leonore anzuhalten. Er hoffe sie glücklich zu machen, wünsche es und glaube es zu können. Der Doktor hatte sich ebenfalls erhoben und sagte, daß, wie er merke, seine Tochter einverstanden sei, die Mutter ebenfalls und er selbst nichts einzuwenden habe. Er raffte sich auf bis zur Unnatur, überwand jeden Widerwillen vor rechnerischen Beinlichkeiten und fragte: „Sie haben sich auf den Weinhandel verlegt, oder besser, auf die Likörfabrikation? Geht das gut? Uebrigens, damit wir klar sind: eine Mitgift kann ich nicht geben.“

Der Werber lächelte liebenswürdig und spreizte die langen geschmeidigen Hände: „Macht nichts. Ich erhalte ohnedies Ihr Bestes. Und sonst: Es geht sehr gut. Ich gedenke mich sogar zu vergrößern im Betrieb. Einen Chartreuse zum Beispiel fabriziere ich jetzt, mit dem man vorwärts kommen sollte. Wir werden sehen. Ich habe als Dessertbeitrag ein Muster mitgebracht. Noch etwas, darf ich es sagen? Sie haben so prächtige Sachen. Dieses Zimmer! Es ist erstaunlich!“

Frau Agnes machte hier die Bemerkung, daß sie geneigt sei, ihr Kokozimmer in die Aussteuer zu geben. Man erwog auch noch die Möglichkeit, daß das junge Paar sich im Hause einrichte. Platz sei übrig vorhanden und man komme so nicht gänzlich auseinander, gab der Doktor zu und kratzte sich hinter den Ohren. Kapri machte dann noch die ergänzende Anregung, daß in dem großen Garten, dort, wo Remise und Scheune ständen, eigentlich die neue Destillation außerordentlich günstig — für alle Teile — placiert werden könnte. Der neue Schwiegervater meinte, er wolle sich das überlegen und fragte, wann die Hochzeit sein solle. Kapri schlug den nächsten Herbst vor, und man einigte sich schließlich auf den nächsten Frühling.

„Bis dahin kann alles in Ordnung gebracht werden“, sagte der Doktor, atmete auf, da eben zum zweitenmal mahnend an die Türe geklopft wurde, führte er zu Tische.

Leonore war glücklich bis zu Tränen, tat wie ein großes Kind, was sie auch war, und alle zeigten eine aufrichtige Rührung. Auf den Verlobungsfuß wurde verzichtet, wenigstens einstweilen. Es war viel schöner so, und wenn sie ihn nicht schon vorweggenommen, holten sie ihn maßlich nach, und hoffentlich reichlich.

Nachdem man sich endlich zu Tisch gesetzt hatte, gab die Hausfrau bekannt, daß es nur ein ganz einfaches Abendessen gebe, so unter sich. Man kannte diese ihre Redensart. Aber heute traf sie ziemlich zu. Es gab Bouillon in Tassen, Kalbsleberpastete (Gänseleber war leider nicht erhältlich gewesen), Polnischen Salat, Ochsenzunge mit grünem Salat, Rheinweingelee und zuletzt Eis, Torte, Käse und Konfekt.

Rosine in weißer Zierschürze trug auf, zerschlug kein einziges Geschirr, zeigte beim Besteck nicht die geringste Nervosität und verschüttete auch keine Soße. Ueberhaupt verlief alles programmäßig. Kapri, der die munterste Laune und viel Unterhaltungstalent zeigte, sagte sogar, es sei ideal. Die Zubereitung der Speisen bewies, daß der Ruf der Hausfrau, die beste Küche in der Stadt zu führen — und das wollte etwas heißen — zu Recht bestand.

Die Braut sah bräutlich aus. Frau Agnes war bei aller Haltung sehr liebenswürdig und der Hausherr taute zusehends auf. Beim Dessert erschien, man wußte nicht wie, plötzlich eine große Flasche auf dem Tisch mit giftig grüner Versiegelung. Durch das durchsichtig geschliffene Glas schimmerte matt und vornehm eine gelblich opalisierende Flüssigkeit. Kapri erklärte, daß dies sein neuester Chartreuse sei und verwies im übrigen jedes Urteil auf einen Versuch. Da der Doktor darauf bestand, öffnete er selbst die Flasche und ließ den Inhalt dickflüssig in die Gläschen gleiten. Der Doktor, und er verstand sich auf solche Dinge, war begeistert. Das Aroma war so delikates, daß man auf zwanzig würzige Kräuter und viel Zucker riet. Da es indessen anfang zu dämmern, wurden die offenen Balkontüren mit Teppichen verhängt und die Kerzen angezündet. Nun war es recht festlich.

In diesem Augenblick bat Florentine um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde gegeben, obwohl ein Grund nicht ersichtlich war; sie hatte sich den Abend hindurch mit Marianne korrekt und schweizerlich aufgeführt. Der Doktor, der eben dabei war, mit Kapri ein bestimmtes Aroma des Chartreuse nachzuprüfen, sagte nichts davon, wie man eigentlich erwartet habe, daß Florentine singen werde. Und sie ging.

III.

Eine Mondnacht.

Da das Haus übrig Raum bot, hatten sich die Töchter ihre Zimmer nach Belieben gewählt. Während Marianne und Leonore unten geblieben waren, in einem Zimmer, welches der Küche gegenüberlag, hatte sich Florentine oben eingerichtet, in dem Zimmer rechts neben der Galerie. Dort waren die Fenster weit geöffnet. Der Himmel flammte in einem Rot von unwirklicher Schönheit. Aus dem Garten herauf trug ein leichter, warmer Wind einen Schwall von Wohlgerüchen herzu. Auf einem Wandtischchen vor der Tür lag im letzten roten Tageschimmer noch das Buch, in welchem Florentine gelesen am Morgen. Als sie es aufnahm, um es ins Zimmer zu tragen, fiel ein weißes Blatt heraus, das zwischen den Seiten versteckt gelegen hatte. Sie hob es auf, trat an das offene Fenster und las die in zierlicher Fraktur geschriebenen Verse, welche darauf standen, im Abendlicht, da sie ihr wohl bekannt waren, während aus der Tiefe des Gartens, vielleicht schon jenseits der grenzenden Stadtmauer, der sehnsüchtig lockende Ruf einer Schwarzdrossel klang:

„Oft steh' ich auf dem Balkon,
Um auf dich zu warten;
Stille ist die Gasse schon
Und es schläft der Garten.“

Nachtwind küßet mir die
Brust,

Weh, ist mir zumute;
Küsse und geahnte Luft
Kreisen mir im Blute.

Still lösch' ich die Lampe
aus,

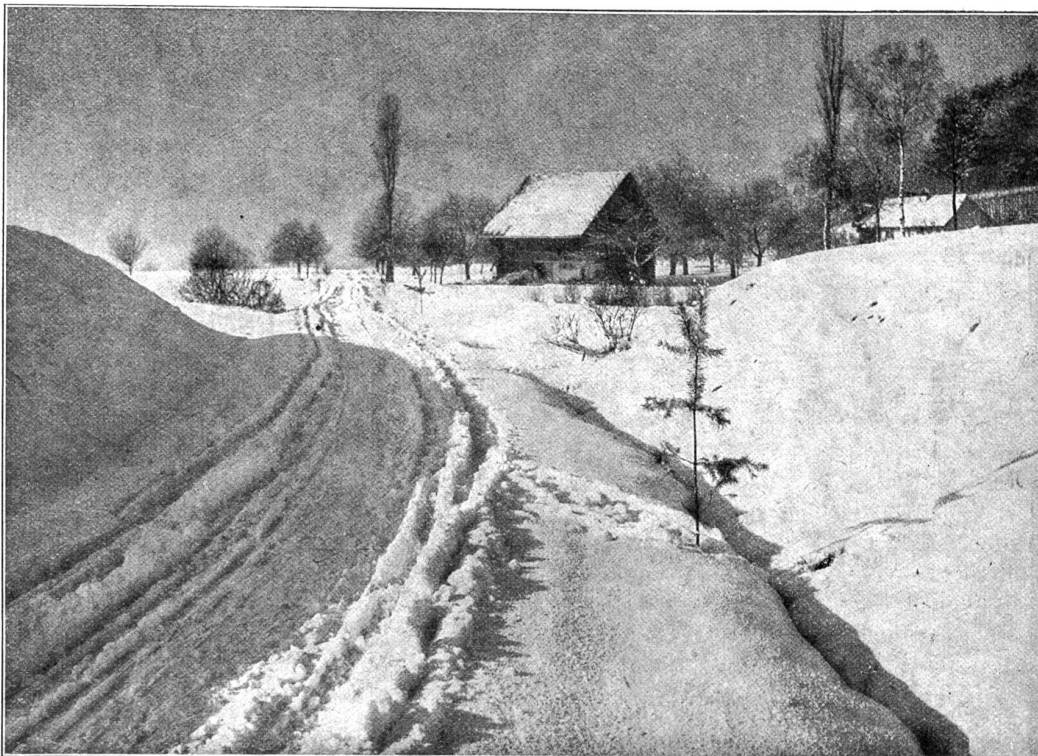
Einam muß ich lieben!
Liebste, wo ist unser Haus,
Wo bist du geblieben?"

Sie faltete das Blatt zusammen und barg es in ihrem Kleide. Drüben klang noch immer der Loderuf der Schwarzdrossel, und sie schritt die Treppe hinab und durch den Garten hin. Hier und dort streiften ihre schlanken, ausdrucksvollen Hände über Blüten und kühlte Blätter hin, oder sie atmete wartend den süßen Duft der Kofen, die noch geblieben. Sie ging aufrecht, mit dem schnellenden elastischen Schritte, der ihr eigen war. Die Sandsteinplatten des Mittelweges klangen vernehmlich unter ihren Füßen und weiterhin knirschte der Kies. Als sie an die Mauer kam, verstummte der Drosselruf. Und nach einer Weile flog von außen ein weißer Knäuel über die Mauer wie ein Vogel, und fiel vor sie hin, in der Nähe des kleinen grünen Tores, das hier aus dem Garten ins Freie führte. Sie blieb stehen und hob es auf mit schlanken feinen Bewegungen und ihrer beherrschten Vornehmheit, als geschähe es auf offener Bühne. Ein Papier war um einen kleinen Stein gewickelt. Es war an dieser Stelle des Gartens weder Busch noch Baum, so daß sie, wenn auch nicht ohne Mühe, die großen, mit starken Bleistiftzügen geschriebenen Worte entziffern konnte:

„Ich kränzte gern die Haare dir
Mit Blumen blau und rotem Mohn,
Und sänge dir in stummer Nacht
Mein kleines, armes, süßes Lied,
Das ich für dich mir ausgedacht,
Weil du so lieb, so lieb!“

Sie brauchte einige Zeit, bis sie fertig gelesen, dann barg sie auch diesen Zettel in ihrem Kleide. In den Wiesen jenseits der Mauer begannen plötzlich die Zikaden ihren eintönigen Gesang. Die Stille des Abends schien dadurch noch durchdringender zu werden. Aus der Ferne scholl das verworrene Quarren der Frösche. Sterne winkten schüchtern aus weiter Höhe, und hinter einer Wolke trat plötzlich der Mond hervor und hinzu, mitten unter die Sterne, daß sie erblaßten.

Florentine stand noch immer vor dem Tore, ruhig, ohne Bewegung. Dann hob sie die Hand, schob den Riegel zurück, daß es leise knackte und trat hinaus.



E. Link. — Landstrasse im Winter.

Draußen, im blauen Dunkel der Sommernacht, stand ein junger Mann an die Mauer gelehnt. Er mochte etwa siebenundzwanzig Jahre zählen und war, soweit man das bei dem hellen Schein des Mondes sehen konnte, recht wohl gebildet, ohne sonst etwas Bemerkenswertes an sich zu haben. Er rührte sich nicht. Man hörte nur seinen heftigen Atem. So blieben beide eine Weile stehen. Dann trat er schüchtern näher, faßte mit linkischer Gebärde nach ihren Händen und versuchte sie zu küssen. „O du“, stammelte er voll Freude. „O du, Schwester meiner Seele.“

Sie entzog ihm schnell ihre Hände, fast unwillig und sagte höflich und bestimmt: „Bitte, lassen Sie das, Marzelin!“

Er ließ erschrocken seine Hände sinken und schien sehr unglücklich zu sein. Man merkte seine Erregung aus dem heftigen gepreßten Atem, den er umsonst zu hemmen trachtete. Nach und nach wandelte sich seine Stimme zum Zorn. Er trat ein paar Schritte zur Seite und sagte hochmütig:

„Nun, dann gehen Sie. Ich bin dumm, ich weiß es. Was will ich machen? Immer habe ich Heimweh nach Ihnen. Immer habe ich Sehnsucht nach Ihnen. Was kann ich dafür? Ihr Schritt ist mir wie Musik. Ihre Gebärden sind ein Gedicht. Ich leide, wenn ich Sie sehe, und ich leide, wenn ich Sie nicht sehe. Wenn Sie in meiner Nähe sind, spüre ich Sie so sehr, daß mir fast das Herz zerspringt. Manchmal wünsche ich, daß es so wäre, daß es so sein möchte, daß mir das Herz zerspränge. Was kann ich dafür, daß Sie das nicht verstehen? Ich sollte das alles nicht sagen: ich weiß es schon. Und vor allem sollte ich nicht zornig werden. Es nützt nichts.“ Und er setzte ruhiger werdend hinzu: „Und dann reut es mich nachher immer so entsetzlich.“

Sie hatte schweigend dagestanden und zugehört. Neben der Stadtmauer lief ein Weg zum Schlosse hin. Sie machte ein paar Schritte und sagte ruhig: „Es ist ein herrlicher Abend.“



Salas y Gomez. — Zum 150. Geburtstag Chamissos.
(Nach einem Holzschnitt von Karl Häny.)

Er lief gleich auf drei Schritte Abstand nebenher und mäglich wurde sein Atem ruhiger. „Ja“, sagte er, „und wenn ich so bei Ihnen sein darf, ist in mir sofort Frieden. Ich habe keine Sehnsucht mehr und es ist, als wäre in mir Musik.“

Darauf sprach keines mehr ein Wort. Er merkte, trotz des Abstandes zwischen dem warmen Hauch der Juninacht, dem Geruch der Bäume und dem Duft versteckter Gärten ihren Atem, der still und ruhig ging. Er hörte ihre elastischen Schritte. Er sah im Mondschein den edlen Kopf und das im Mondlicht ruhig schimmernde Gesicht. Ihre Bewegungen schienen ihm der Rhythmus eines Liedes, voll Wohlklang, wunderbar und sehnsüchtig. Und er glaubte einen reinen, strengen Geruch zu spüren, der von ihr ausging und der an Kölnisches Wasser erinnerte. Alles das machte ihn unsäglich glücklich und zu allem Guten geneigt.
(Fortsetzung folgt.)

Salas y Gomez.

(Siehe obenstehendes Bild.)

Zu Adalbert von Chamisso's 150. Geburtstag am
30. Januar 1931.

Auf seiner Weltumsegelung mit der von Otto v. Kockebue geführten „Rurik“ (1815—18) landeten Chamisso und einige seiner Gefährten auf der öden Felseninsel Salas y Gomez (westlich von Australien), allwo sie einen sterbenden nackten Greis fanden. Neben ihm lagen drei Schiefertafeln, auf die der Einsiedler seine tragische Geschichte niedergeschrieben hatte. Er war vor 50 Jahren als Schiffbrüchiger auf diese Insel verschlagen worden und hatte sich von Vogeleiern genährt. Ein Schiff war einmal vorbeigefahren, ohne den Unglücklichen gewahr zu werden. Die Entdeckung

des Sterbenden und seine Aufzeichnungen sind der Inhalt von Chamisso's düsterer Romanze „Salas y Gomez“, aus der wir untenstehend die Auffindungsszene zitieren:

Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgefetzten Boote, stiegen ab,
Und längs der Brandung rudern ging die Fahrt.

Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.

Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinauf die Felsenkuppe.

Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich befannen.

Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.

Und wie die Wüstenei sie erst ermessen,
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen:

Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh', — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.

Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reihn,
Es will mich dünken, daß sie lang' bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.

Und nicht zu lesen! — Deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.

Und dort am Abhang war ein Ort der Raft,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?

Und spähend, lauschend schritt ich auf dem fahlen
Gefims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.

Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die Letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte:

Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.

Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,

Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Anliß Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.

Und wie entsetzt, mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachtete,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.

Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.

Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.

Und seht, noch reget sich, noch atmet leis,
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.

Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich, noch zu sprechen mit erstorbnem Munde,
Umsonst! Er sinkt zurück, er hat gelebt.